Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 4 Leipzig, den 26. Januar **1899**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Ein Wunder Gottes — Die Bedeutung der Reformation innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte: 4 — Richard Rothe — Gotteserkenntnis. Zur Germanisirung des Christentums 2 — Die preußische Gesandtschaft am Hofe des Papstes — Buddhistisches Mönchtum in China: Schluß — Stimmen der Väter: Matthias Claudius — Verschiedenes: Nachbildungen von Burne-Jones' Bildern; Lou Andreas Salomé; Zwei neue Romane von Hall Caine; Der Friesenpastor; Der Wandrer; Blumen am Wege; Majestätsbeleidigungsprozesse; Afrikanische Galgenskizzen; Unsre Handelsbeziehungen zur Türkei; Kiautschou; Rothefeier in Heidelberg — Anzeigen: Herzliche Bitte

Ein Wunder Gottes

Ich danke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin; wunderbarlich sind deine Werke, und das erkennet meine Seele wohl. Ps. 139, 14.

Vor einigen Jahren habe ich ein schönes Bild gesehn. Hochaufgerichtet stand ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren. Es war wohl der Jesusknabe gemeint. Mit emporgehobnen, ausgebreiteten Armen sah er zum Himmel auf, leuchtend das Auge, ganz durchgeistigt das Angesicht. Ueber seinem Haupte stand ein heller, strahlender Stern. Die Mutter hielt mit ihren Armen stützend und schützend ihn umfangen. Sie kniete neben ihm und blickte, ja mit Stolz, aber doch auch schon mit scheuer Bewunderung zu ihm auf. Bisher hat sie ihn geleitet und geführt, seine Lehrerin, seine Meisterin ist sie gewesen. Aber sie fühlt, er entwächst ihren Händen, wächst über sie hinaus. Am Meeresufer sind die Beiden miteinander, und gerade hinter dem Haupte der knieenden Mutter taucht die Sonne in die Flut hinab. Die leuchtende Sonnenscheibe umgiebt das liebe Haupt wie mit einem Heiligenschein. Aber es ist eben die untergehende Sonne. Wir fühlen des Bildes schönen tiefen Sinn.

Wer denkt sich hinein in den Werdegang, den Entwicklungsgang des Weltheilandes? Was wir auch nennen können: das Wort und Beispiel des redlichen Vaters, der frommen Mutter, die Festreisen nach Jerusalem, das wöchentliche Hören der Schriftworte in der Synagoge, die Abgeschiedenheit seines Heimatortes, die Einsamkeit der nächsten Bergeshöhn, das Thun und Treiben der Menschen um ihn her, und wenn wir es uns noch so sehr ausmalen — der Mann, wie wir ihn fertig vor uns sehen, der Mann, den wir unsern Herrn und Meister nennen, der Mann, der uns Gott hereingebracht hat in diese Welt und unser Leben hinein, der ist uns doch ein hehres, unausdenkbares Geheimnis, das größte Gotteswunder, das die Erde kennt. Gottes Hand jedenfalls und Gottes Geist haben ihn zu dem gemacht, was er geworden ist. Wir verstehen Jesus nicht, bis wir Gott, Gottes Walten, Gottes Wunderwirken in ihm erkennen.

Aber nun denke ich an ein andres schönes allbekanntes Bild. Ein Engel fliegt nächtlicherweile vom Himmel zur Erde herab mit leisem Flug. Schirmend und hütend trägt er auf seinen Armen eine freundliche Last, ein liebes, kleines Kind. Ein hell erleuchtetes Fenster ist sein Ziel. Dort klopft er an, um seine Himmelsgabe, sein Gottesgeschenk dort abzugeben, es niederzulegen in beglückter Eltern Arm. Wir wissen, das ist eben ein Bild. Gewiß. Aber ein Bild, das gerade recht den Kern der Sache, die eigentliche Wahrheit trifft, das erst recht uns zeigt, wie wir unsre Kinder hinnehmen und ansehn müssen. Und faßt das Bild noch etwas genauer ins Auge! Das Kind, das der Engel in seinen Armen hält, ist nicht bloß wie ein Schatten gemalt, nicht bloß in leichten Umrissen angedeutet, als sei gemeint, daß etwa nur die Seele des Kindes von Gott stamme, ein Hauch sei aus Gottes Munde, von Gott hineingegeben und geschaffen werde in des Kindes Leib. Nein, was der Engel da herniederbringt, das ist das volle ganze Kind, durchaus das liebe kleine Ding, wie wir es mit solcher Freude in unsre Arme schließen und an unser Herz drücken, unser Fleisch und Blut, ein Absenker unsers eignen Lebens. Wie es da ist, mit Haut und Haar, mit den zappelnden Händen und Füßen und Allem, was drin und dran ist, so nehmen wirs hin als vom Himmel uns gesandt, als ein Werk und Wunder unsers Gottes.

Da haben wirs einmal deutlich, welcher Art eigentlich das religiöse Denken ist. Das läßt durchaus die Wirklichkeit bestehen, wie sie ist. Das rüttelt ganz und gar nicht an einem natürlichen Vorgang. Das ändert und deutelt in keiner Weise daran herum. Das zerlegt ihn auch nicht in zwei Teile und sagt: So, bis hierher ists ganz natürlich zugegangen; das Uebrige aber, was ich nicht weiter begreife und verstehe, das ist nun das Werk des unsichtbaren, allmächtigen Gottes. Nein, das rechte religiöse Denken läßt den ganzen natürlichen Vorgang wie er ist, und erkennt und erklärt ihn vom ersten Anfang bis zum letzten Ende als das Wunderwerk des großen Gottes. Und ob wir ganz genau darum Bescheid wüßten und Schritt für Schritt bis ins Einzelnste hinein nachrechnen könnten, wie es dabei zugegangen sei, wir sagen jetzt doch: Gottes Hände haben hier gewaltet! Es ist ein Wunderwerk seiner Macht, seiner Weisheit und Güte!

Seht eine Mutter an, wie die sich ihres Kindes freut! Wie bewundert sie jedes einzelne Glied, die Augen und Ohren, diese lieben kleinen Hände und Füße. Aber, liebe Mutter, mit welch ganz andern Augen noch, und mit wie viel froherm, dankbarerm Herzen wirst du dein Kind ansehn, mit welchem Respekt, ja mit welcher Andacht und Ehrfurcht wirst du es betrachten, wenn du dir sagst: Das hat Gott dir gegeben! Es ist ein Unterpfand seiner Liebe, das Beste und Kostbarste, was er dir anvertrauen konnte! — Wie bedaure ich die Eltern, die ihre Kinder nicht als ein Geschenk des Himmels, nicht als ein Wunder Gottes ansehn! Wie viel ärmer sind sie! Wie viel haben sie zu entbehren! Wie viel dürftiger ist ihr Leben! Wie viel öder und leerer ihr Haus! Und wie bedaure ich die armen Kinder solcher Eltern! Sie bekommen nicht ihr Recht! Auf keinen Fall bekommen sie es, und wenn sie mit der ängstlichsten Sorgfalt gehütet, mit der zärtlichsten Liebe überschüttet würden.

Von Gott sind unsre Kinder gekommen. Gott im Himmel ist ihr Vater. O wie hoch sind wir dann auch ihnen verpflichtet, welch eine Verantwortung legt der Gedanke uns auf! Dann muß es auch immer wieder heißen: Führt sie zu Gott! Helft ihnen, daß sie ihn finden, wahrhaft finden und erkennen! Oeffnet ihnen Herz und Auge, daß sie Etwas ahnen und spüren von der Macht, die alle Dinge erhält und trägt, von dem schaffenden, segnenden Odem, der die Welt durchweht, von dem Urquell und Hüter auch ihres Daseins und Lebens! Laßt sie den gewaltigen Gedanken fassen: wir sind des Allmächtigen, des Hoch-

gelobten Kinder! Schreibt ihnen unverwischbar das Wort des zwölfjährigen Jesus in das junge Herz hinein: Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist?

Gott, Schöpfer, Vater! Große, unausdenkbar große Worte. Wir lernen nie daran aus! Von Gott sind wir gekommen. Zu Gott müssen wir zurück. Er hat Leib und Seele uns gegeben, ihm müssen wir sie wiedergeben. Sein Wille hat ins Leben uns gerufen, in seinem Dienste müssen wirs führen und gebrauchen. Augen und Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne hat er uns verliehn, sein sind sie, ihm müssen sie gehören, nach seinem Wohlgefallen sich regen und bewegen. Ein Hauch aus Gott ist unser Geist. Laßt ihn wirklich durchdrungen, belebt und beherrscht sein von Gottes Geist. Und nicht unsre leibliche Geburt wird das größte Gotteswunder sein. Eine neue Schöpfung wird es geben, eine neue Geburt zu Kindern Gottes im Geist und in der Wahrheit. Dörries

---

Die Bedeutung der Reformation innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte

4

Vor bald zwei Jahren schrieb ich in einer wissenschaftlich-theologischen Zeitschrift:

Wenn nicht Alles trügt, gehen wir in Bezug auf die Erklärung und geistige Vermittlung des Urchristentums und der ältesten Kirchengeschichte einer Epoche entgegen, die man als altertümelnde bezeichnen darf. Im Gegensatz zu jener Betrachtung, die die geistigen Höhepunkte einer geschichtlichen Erscheinung hervorhebt, werden wir angewiesen, vielmehr ihre breite Basis und substanzielle Natur zu studiren. Aus dem Wurzelgeflecht, aus Stamm und Rinde sollen wir Blüte und Frucht bestimmen. Wir werden gewiß viel dabei lernen; aber mögen die Zukünftigen besonnene Lehrer bleiben, sonst giebt es einen vorzeitigen Rückschlag. Die teleologische Betrachtung der geschichtlichen Erscheinungen ist die entscheidende. Nur sofern sich Etwas aus seinen Ursprüngen losgerungen hat, ist es eine Macht geworden.

Der Unfug, der auch sonst in der modernsten Geschichtschreibung mit dem „Milieu" getrieben wird — die Sache ist so wenig anziehend wie das Wort —, dringt auch in die Kirchengeschichte ein und wird uns dort als die „religionsgeschichtliche Betrachtung" empfohlen. In dem „Milieu" werden dann noch die barocken Züge mit besonderm Eifer aufgesucht und so erklärt, als hätte in ihnen das eigentliche Leben pulsirt. Wie wäre es, wenn heute Einer in unsre Kirchen träte und daselbst dekorative Fruchtguirlanden, spielende Engel u. dergl. ins Auge faßte, pünktlich nachwiese, woher diese Dinge kommen, und nun behauptete, die Gemeinde huldige noch einem heimlichen Naturdienst? Oder wenn er die religiösen Bilder, die wir brauchen, mit vieler Gelehrsamkeit auf ihre Ursprünge zurückführte, um dann zu erklären, die babylonisch-assyrische Religion sei unter uns noch nicht ausgestorben? Nicht wesentlich anders mutet uns Manches an, was wir heute über Religionsgeschichte und näher über das Urchristentum zu lesen bekommen, oder was uns angekündigt wird. Wer sich dagegen einen Sinn für das Produktive und Fortwirkende in der Geschichte bewahrt hat, der wird bei allem Interesse für die Formen Schale und Kern nie verwechseln können. —

Wir haben den vorigen Artikel mit der Behauptung geschlossen, Luther sei nicht der Erste gewesen, der jene Wendung in der Religionsgeschichte herbeigeführt habe, die durch das Bekenntnis kurz bezeichnet ist: „Ich glaube an Gott, der Sünde vergiebt, und ich befehle mich in seine Hände"; wohl habe er zuerst in der Kirchengeschichte die christliche Gemeinde ausschließlich auf dies Bekenntnis gestellt, aber er habe damit nur Etwas enthüllt und in Kraft gesetzt, was lange vor ihm bereits vorhanden gewesen sei.

Auf wen wir damit abzielten, konnte wohl nicht zweifelhaft sein. Der Herr selbst hat diese Religion verkündigt. Gewiß, er hat Nichts aufgelöst von der väterlichen Religion, und so mögen uns jüdische und christliche Rabbiner belehren, daß er eben nur ein Jude gewesen sei. Oder es mögen Andre kommen und uns sagen, seine Verkündigung sei nichts Andres gewesen als eine erschütternde Predigt von dem Gericht und dem zukünftigen Gottesreich, in dem man mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen werde. Oder es mögen die Dritten erklären, die Botschaft von der bessern Gerechtigkeit, d. h. von dem neuen Gesetze, sei der eigentliche Inhalt seiner Predigt. Diese sind der Wahrheit schon nahe gekommen, aber verfehlt haben sie sie auch; denn das Hauptstück seiner Predigt ist der Gott, der Sünde vergiebt und die Haare auf dem Haupte gezählt hat. Darum sind der Zöllner im Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner und „der verlorne Sohn" die großen Paradigmen seiner Religion.

Wie kann man das beweisen? Nun, aus der Sache selbst und aus der Entwicklung, die sie in den achtzehn Jahrhunderten genommen hat. Aus der Sache selbst; denn es ist unmöglich, daß jene Verkündigung ein nebensächliches Element darstellt. Mag sie von noch so verschiednen Momenten begleitet und in sie verflochten gewesen sein: wo sie überhaupt ist, ist sie das Hauptstück; denn alle übrigen haben neben ihr etwas Fragmentarisches und Unstetiges. Aber sie tritt auch in der Predigt Jesu mit souveräner Kraft hervor. Jüngst ist ein herrliches Buch erschienen: Jülicher, Die Gleichnisreden Jesu (Freiburg, 1899). Dreiundfünfzig Gleichnisse und Parabeln sind hier ihrem ursprünglichen Sinn zurückgegeben, gegenüber jener Exegese, die viele Künste treibt und nur weiter vom Ziele kommt. Dieses Buch sollte in den nächsten Monaten von allen Theologen gelesen werden; denn besser als irgend ein andres ruft es zur Erkenntnis des Wesentlichen. Es wird die Zuversicht zu dem „evangelischen" Glauben beleben und stärken, zu jener Ueberzeugung, daß der demütige Kindessinn gegenüber dem Vater im Himmel in der Gewißheit seiner Gnade und seines Schutzes das Geheimnis der christlichen Religion ist, das den Weisen und Klugen verborgen, aber den Unmündigen geoffenbart ist. Und die Geschichte dieser Religion — was lehrt sie anders vom Urchristentum bis zu Augustin, von Augustin bis Franziskus, von Franziskus zu Luther, als die Enthüllung dieses Evangeliums? Gewiß, man kann in der Geschichte sehr verschiedne Linien konstruiren mit ganz verschiednen Effekten. Aber nach mühsamen Experimenten kehrt man zuletzt zu der Linie zurück, die die Geschichte selbst mit ehernen Zügen auf ihre Tafeln eingegraben hat. Sie schreibt auch Allerlei daneben, und die Gelehrten sollen es lesen; aber sie führt nicht irre.

Im Urchristentum entwickelte sich mit einem Schlage Alles zur höchsten Kraft, was irgendwie Religion des Heiligen war. Die apokalyptischen und eschatologischen und wiederum die weltflüchtigen und sittlichen Elemente streben empor; ein jedes sucht an dem neuen Erlebnis Halt zu gewinnen und den ganzen Bereich des Religiösen allein auszufüllen. Aber mitten aus dieser unruhigen und stürmischen Bewegung heraus vernehmen wir den sichern Glockenton: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen." „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?" und in dem hohen Liede der Liebe (1. Kor. 13) schwingt sich der große Apostel über alle Propheten und über alle Virtuosen der Selbstaufopferung.

In der „Kirche" hat man das nicht überhört, aber nicht so gehört, wie sichs gebührt. Sie stellte sich bald, ja eigentlich von Anfang an, auf andre Grundlagen. Eine komplizirtere Struktur, als diese Kirche schon nach drei Menschenaltern aufweist, hat niemals eine religiöse Gemeinde empfangen, freilich ein Beweis ihrer Universalität und der ungeheuern positiven Kraft, mit der sie alles Positive an sich zog. Was von den Tagen des Moses und des Plato an der Religion erlebt und über sie gedacht worden war, das zog die Kirche in ihren Organismus hinein, bildete es als eines ihrer Organe aus und benutzte es, sei es als Waffe, sei es als Klammer. Das Zöllnerbekenntnis, Röm. 8 und 1. Kor. 13 waren dabei wahrlich nicht vergessen, aber die heilige Einfalt und Schlichtheit der Gesinnung, von der sie zeugen, der sichere Trost, den sie gewähren, und die Thatkraft, mit der sie das Herz erfüllen, waren niedergehalten.

Aber nun begannen die Reduktionen. Man kann nicht nur, man soll und muß die ganze innere Religionsgeschichte

der christlichen Kirchen bis auf Luther beschreiben als eine Geschichte, in der sich das Evangelium herausarbeitet aus Apokalyptik, Eschatologie, asketischer Weltflucht und wiederum aus Metaphysik, Prädestinationslehre, Kirchendogmatik, um das innere Leben allein zu bestimmen. An dem Bilde Christi und an seinen Worten arbeitete es sich heraus: Mittel und Zweck fallen hier zusammen. Soll ich erzählen, wie ein Clemens Alexandrinus innere Freiheit gewinnt am Evangelium, und wie sein dem Evangelium scheinbar so fremdes Ideal „der wahre Gnostiker" ihm in Wahrheit so nahe gekommen ist? Soll ich an Augustins „Konfessionen" erinnern, daran erinnern, wie dieser tiefsinnigste und gefährlichste Spekulant doch nahe daran gewesen ist, alle Spekulation zu verabschieden: „Wer Glaube, Liebe und Hoffnung hat, hat Alles, hat Gott selbst und bedarf nichts Anderes, keine »Offenbarungen,« kein Mönchtum, kein Gesetz." Soll ich der großen Wendungen im Mönchtum gedenken, als der Weltschmerz in die Gottesfreude, das beschauliche Leben in das thätige überging, bis zuletzt Martin Luther kam und der Christenheit den Grund und das Ziel dieser ganzen Entwicklung enthüllte und deutete? Er hat Vieles stehen gelassen und trug, wie wir alle, das Gewand seiner Zeit. Aber er hat in einer Gemeinschaft von Millionen die Ueberzeugung erweckt, daß Gott mit uns nicht anders handelt als durch den Glauben, daß Gott das Wesen ist, auf das man sich verlassen kann, und daß er größer und gütiger ist als unser Herz. Auf dieser Ueberzeugung, mit Ablehnung alles Enthusiasmus und aller selbstgewählten Werke, hat niemals eine religiöse Gemeinschaft, eine Kirche, vor ihm gestanden. Längst war sie aufgeleuchtet — in der Verkündigung Jesu selbst —, darum ist Luther kein Religionsstifter; aber in der Kirchengeschichte, als die Grundlage einer Gemeinschaft, hat er sie durchgesetzt, und in diesem Sinn gebührt ihm auch eine Stelle in der allgemeinen Religionsgeschichte. Adolf Harnack

---

Richard Rothe

Bei früherer Gelegenheit war in diesen Blättern von den Sonderlingen der Theologie unsers Jahrhunderts die Rede, die in der gärungsreichen Zeit auf eigne Faust leben und denken lernten und dabei die allgemeinen, in der Lage liegenden Bedürfnisse klarer zum Ausdruck bringen, als die in Ueberlieferung und Schablone sich bewegende Schultheologie der verschiednen Richtungen und als die nicht minder schulmäßigen Litteraten und Philosophen moderner Diesseitigkeit. Von der Religion, der individuellen und persönlichen Gemeinschaft mit Gott innerlich gefaßt und selbständig gehalten, suchen sie ihren Weg durch das Wirrsal moderner Meinungen und geben einer persönlich und original empfundnen, von ihnen selbst errungnen Lebensanschauung Gestalt, die in irgend einem Maße die Kraft einer ursprünglichen und frischen religiösen Inspiration und den Zauber einer dadurch bewirkten selbständigen Verknüpfung der modernen Lebenselemente in sich trägt. Sie sind unabhängig von der Kirche oder machen sich unabhängig von ihr und sind andrerseits auch wieder frei von der modernen Scheu, an lebendige Gotteswirkungen und Offenbarungen zu glauben. Eben darum empfindet man in ihnen etwas von dem lebendigen Wachsen und Wirken der Religion, das auch in der Gegenwart nicht aufgehört hat, und das nur darum so selten erkannt wird, weil es eben ein Wachsen und Wirken ist und außerhalb der Kirchen oder an der Peripherie der Kirchen sich vollzieht. Unter den Persönlichkeiten verschiedenster Art und verschiedenster religiöser Bedeutung, die hier zu nennen wären, ist eine der eigenartigsten Richard Rothe. Der am 28. Januar wiederkehrende, hundertste Geburtstag dieses großen Theologen soll daher auch in diesen Blättern die schuldige Aufmerksamkeit finden.

Rothe gehört durch seine Lebenseindrücke drei großen Hauptströmungen des modernen deutschen Geisteslebens an. Sein Vaterhaus, das Haus eines hohen preußischen Beamten, war erfüllt von dem Geiste eines frommen, aber nüchtern moralistischen Rationalismus, und bei allen Reibungen mit diesem Geiste seines Vaterhauses ist es doch vor allem der hier empfangne persönliche Eindruck, der ihn später den Rationalismus zwar

eine schlechte Theologie, aber keine üble Religion nennen ließ. Seine eignes Jugendleben in den Jahren, die das Gemütsleben und die Phantasie vor Ausreifung des strengen Denkens bilden, war bestimmt durch den Einfluß der klassischen und vor allem der romantischen Poesie, deren Gedankengehalt er von da an als einen unverlierbaren Erwerb moderner Humanität schätzen lernte, und deren traumhafte Phantasie den immer strömenden Stoff seines spätern, fast übermäßig methodischen Denkens zu liefern nie aufhörte. Seine beginnenden Mannesjahre bedeuteten freilich den Bruch mit diesen beiden Mächten unsrer Gesittung, indem die Romantik für ihn, wie für so viele seiner Zeitgenossen, den Uebergang bildete zur Erneuerung des biblisch-kirchlichen Christentums mit seinem strengen Schriftglauben und seiner Entgegensetzung gegen die Welt. Er geriet unter den Einfluß des erneuerten Pietismus, der eben von den kleinen Kreisen erweckter Sonderchristlichkeit aus sich zur Eroberung und Rettung der Kirche anschickte, und, von mächtigen Persönlichkeiten, wie Heubner und Stier, gefaßt, zog er sich von allen weltlichen und humanen Interessen, von Politik und Kunst und Wissenschaft vollkommen zurück. Aber das war nur die Form, in der sich die tiefste Triebfeder seines Wesens, die religiöse Sehnsucht nach voller und reiner Gemeinschaft mit Gott geltend machte. Er bedurfte der Konzentration und Zurückziehung seines innern Menschen und reifte unter dem Schutze des Pietismus zu dem innigen religiösen Charakter, zu dem er durch seine Wesensanlage bestimmt war, und der zu seiner Entfaltung einer solchen Zeit der Sammlung und Absonderung bedurfte.

Daß seine pietistische Periode in der That nichts Andres bedeutet, zeigt die Entwicklung, die er einschlug, sobald er, nach Rom als preußischer Gesandtschaftsprediger berufen, sich selbst zurückgegeben wurde. Er begann hier die Gefahren der Manieriertheit, der Selbstgefälligkeit und der Ueberspannung, der Entleerung und Verholzung zu spüren, die eintreten, sobald die Religion vom übrigen Leben abgesondert und für sich allein betrieben wird. Er begann zu empfinden, daß insbesondre die kirchliche Formung der Religion sie zwar schütze und stärke, aber sie zugleich doch auch verhärte und veräußerliche und bei der besondern Sonntagsveranstaltung an Innerlichkeit, Naivetät und Natürlichkeit verliere. Er erkannte, daß das Ideal kirchlicher Form und Festigkeit in unübertrefflicher Weise ein für allemal vom römischen Katholizismus verwirklicht sei, dafür aber auch an ihm mit seinen gefährlichen Folgen sich am klarsten offenbare. Er sah den früher so beklagten protestantischen Subjektivismus mit neuen Augen an, indem er in ihm die Rückkehr der Kirche zu einer freiern, innerlichern, persönlichern und mit dem Gesamtleben sich leichter verschmelzenden Form und in seiner kirchlichen Schwäche die notwendige Folge dieser religiös-sittlichen Vorzüge verstehen lernte. Eben damit fühlte er zugleich die Kluft, die zwischen seinem religiösen und seinem intellektuellen Leben eingetreten war. Die frühern Ideale wachten wieder in ihm auf und damit die Sehnsucht nach einem Ausgleich beider. Freilich mußte bei ihm dieser Ausgleich — ganz anders als bei vielen neben ihm mit diesem Ausgleich sich mühenden Theologen und Philosophen — unter dem Zeichen der wärmsten, unmittelbarsten Frömmigkeit nicht bloß, sondern auch der ausgesprochensten Christus-Mystik stehen, unter dem Zeichen des Glaubens an eine einmalige Erlösung und Offenbarung, an die beständige Leitung der christlichen Welt durch den erhöhten Christus und an ein überall eingreifendes und regierendes Handeln Gottes. Dieser Glaube ist das dauernde Ergebnis seiner pietistischen Periode, die ihm natürliche Form seiner Frömmigkeit. Nur sperrte er ihn nun nicht mehr ab von der modernen Welt und ihrem Streben auf politischem, kulturellem und wissenschaftlichem Gebiete, sondern er suchte Beides aufs innigste zu vereinigen, indem er auch diese ganze moderne Welt ebenso wie die Entstehung des Christentums als unmittelbar von Gott gewollt und geschaffen ansah, indem er sie als eine Schöpfung des erhöhten Christus betrachtete, die jenes vor neue und höhere Aufgaben stellen, mit reicherem Inhalt erfüllen und die Christenheit damit in eine neue Entwicklungsreihe führen wolle.

Er gehörte zu den Wenigen, die sich klar machten, daß die moderne Welt entweder das Ende des Christentums oder seinen Uebergang in ein völlig neues Stadium bedeutet, und angesichts

dieser Lage war seinem Glauben an die ewige Herrschaft und an den Sieg Christi nur die zweite Ansicht möglich. Indem er aber so diese Verschmelzung sich anbahnen und eine neue Gestalt des Christentums entstehen sah, mußte er natürlich auch die Ursache der bisherigen Entzweiung aufsuchen und an seinem Teil zu beseitigen trachten. Diese Ursache erkannte er in der Kirche als der bisherigen Form des Christentums, in der Verkirchlichung und der damit von selbst gegebnen Isolirung der Religion von dem allgemeinen sittlich-kulturellen Leben. Diese Verkirchlichung war notwendig bei der ersten Ausbreitung und Festsetzung des Christentums in einer feindlichen Welt und einer heidnischen Kultur und war nicht minder nötig zur Erziehung barbarischer Völker im Mittelalter, die erst durch sie langsam zu einer neuen und nun christlichen Kultur herangebildet wurden. Aber seit so die Kirche selbst eine neue geistige Atmosphöre geschaffen hat, ist sie der Religion immer hinderlicher und dadurch überflüssig geworden, ist sie zerbröckelt, im öffentlichen Interesse zurückgetreten, von der profanen Kultur, Kunst und Wissenschaft überall überholt worden. Die moderne Zeit ist daher die Zeit der Selbstzersetzung der Kirche und der Einwanderung des Christentums in die allgemeinen natürlichen Formen menschlicher Gesittung, deren treibende Kraft und belebende Seele zu sein nunmehr seine Aufgabe wird.

So kommt es, daß sein erstes großes Werk, das er nach der Rückkehr in die Heimat als Seminarlehrer in Wittenberg verfaßte, der Kirche galt. Er untersuchte den Kirchenbegriff und die historischen Prozesse der ersten Entstehung und der Wiederauflösung der Kirche. Soviel philosophische Künstelei im Sinne der Zeit das Werk verschnörkelte und so sehr schrullenhafte Wunderlichkeiten die historische Forschung beirrten, so enthält das Buch doch den einen großen Grundgedanken seines innern Lebens und seiner ganzen wissenschaftlichen Arbeit, die Erkenntnis des Unterschieds von Religion und Kirche, den Bruch mit der Kirche nicht aus rationalistischen oder gegen das Christentum gleichgiltigen Gründen, sondern aus rein religiösen, aus dem Christentum selbst fließenden Gründen. Dieser Bruch mit seiner besondern Begründung macht seine eigentümliche Stellung aus unter den verschiednen Denkern, die das Problem des Christentums und seiner Stellung zur modernen Welt überdacht haben. Von ihm aus ergeben sich alle die ihm eigentümlichen Lehren und Anschauungen, seine Erkenntnis vom Wesen des Urchristentums und der Verkündigung Jesu, die eine Religion aber keine Kirche schufen, von der Entwicklung des Christentums, dessen erste und allein mögliche Form nur die Kirche, und das heißt der Katholizismus, sein konnte, von der Bedeutung der Reformation, die den ersten Schritt zur Rückbildung der Verkirchlichung bedeutet und daher sowohl ihren Subjektivismus als ihre leichtere Verbindung der Religion mit dem Gesamtleben empfing, schließlich von der gegenwärtigen Lage, die die Uebersiedlung der christlichen Religion aus dem verfallenden und beengenden Leib der Kirche in den ihr passendern Leib der von Renaissance und Aufklärung erzeugten modernen christlichen Kulturwelt bedeutet.

In dieser Grundanschauung liegen auch die Wurzeln seines theologischen Systems oder seiner von der christlichen Frömmigkeit ausgehenden Gesamtweltanschauung und seines praktischen Verhaltens, das ihn als einen der Führer des freien Protestantismus zeigt.

In der Reife seiner Jahre als Professor in Heidelberg empfand er das Bedürfnis, seine ausgebreiteten Studien und seine verschiednen Gedanken über das Christentum zu einer Gesamtanschauung zu verarbeiten. Hier ging er von Anfang an von der Voraussetzung des modernen kirchenfreien Christentums aus und konnte daher keine an kirchliche Lehre gebundne Dogmatik geben. Völlig unabhängig von aller kirchlichen Ueberlieferung und lediglich nach einer Einordnung des Christentums in den modernen Erkenntnisgehalt strebend, entwickelte er seine Gesamtanschauung als Lehre von den Zielen des menschlichen Lebens auf der Grundlage einer ganz allgemeinen metaphysischen und kosmologischen Spekulation. Aus diesem Grunde nannte er sein System „Ethik“ und konnte er nur in einer solchen Ethik die der modernen Lage entsprechende wissenschaftliche Darstellung des Christentums anerkennen. Das Christentum ist ihm die religiös, durch beständige persönliche Beziehung auf Gott in

Christus beseelte Humanität, die aus dem Wesen des Geistes als dessen notwendiges Ziel folgt und gegen die Abirrungen der Sünde durch die Erlösung und Offenbarung in Christus sicher gestellt ist. Es sind Gedanken, wie sie uns — abgesehen von der starken Betonung des Erlösungswunders — bei Lessing, Herder, Fichte und Schleiermacher begegnen, nur durch die deutliche Erkenntnis des Abstandes dieser Fassung des Christentums von der kirchlichen zu Entzweiung, Weltflucht und Mönchstugend neigenden Fassung vertieft und von einer mystischen Christusverehrung durchglüht, die, in Christus ein beständiges göttliches Wirken und Lenken anschauend, von keinem Pantheismus angekränkelt ist. Auch dieses Werk ist voll von Absonderlichkeiten, phantastischen Träumen und scholastischen Subtilitäten, und so haben die Kritiker meist den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen, wenn sie bald diese bald jene Einzellehre, bald die Methode, bald die Zukunftshoffnungen zum Gegenstand ihrer Angriffe machten. Für unbefangne Augen aber strahlt aus dem etwas altmodischen, aber tiefsinnigen Werke die große überaus fruchtbare Idee von der neuen Entwicklungsphase des Christentums, die auf die kirchliche Nebeneinanderstellung von Kirche und Welt, Natur und Uebernatürlichkeit, profaner und heiliger Wissenschaft eine Epoche innerer Verbindung von Humanität und Religion folgen läßt. Rothe mag die innere Spannung zwischen Humanität und Religion unterschätzt und den Abstand dieses humanen Christentums auch von dem noch kirchenfreien Urchristentum verkannt haben. Die Idee selbst aber ist die treibende Idee der besten Geister der modernen deutschen Gesittung und der einzige Ausweg für jeden, der nicht im Christentum eine absterbende Religion sehen kann. Gerade das aber, daß Rothe dies nicht konnte, ist der Ruhm des großen Werkes, das bei aller Tiefe und Fülle einzelner Gedanken doch vor allem durch die unauslöschliche Zuversicht wirkt, das Christentum sei nicht am Ende, sondern an einem neuen Anfang. Sein Glaube an die Unmöglichkeit einer Trennung unsers tiefsten religiösen Besitzes von unsrer thatsächlich ebenso unaufgeblichen humanen Gesittung ist von einer wahrhaft herzstärkenden Reinheit und Kraft, an der sich moderne Verzagtheit und moderne Abneigung, den Ernst der Probleme wirklich ins Auge zu fassen, wieder aufrichten könnten.

Erst in den letzten Jahren seines Lebens, wo der Tod seiner lange schwer leidenden Frau seine Kraft wieder frei werden ließ und die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Baden, sowie das besondre Vertrauen seines Landesherrn seine Mitwirkung in Anspruch nahmen, zog er die praktischen Konsequenzen seines Standpunktes. Früher, besonders in Bonn, hatte ihn das Gefühl seiner isolirten theologischen Stellung und seiner gelehrten Sonderlingsnatur davon zurückgehalten, in kirchlich feste Verhältnisse den Gährungsstoff seiner kirchenfreien Gedanken hineinzuwerfen. In Baden aber, wo die Neigung der Bevölkerung und der Gang der politischen Dinge zu einer freiern kirchlichen Gestaltung führten, fand er schließlich den immer von ihm geliebten und gepriesenen Boden für eine auch praktische Durchführung seiner Gedanken. Er sah hier die Möglichkeit für die Verwirklichung seines Ideals von einem modernen Kirchentum gegeben, das als Staats- und Landeskirche schon ganz von selbst eine Abschwächung des streng kirchlichen Charakters erfahren hat und nun noch mehr diese kirchliche Schwäche zu einer innerlichen Verschmelzung von Volksleben und Religion fruchtbar machen soll, um sich schließlich dadurch einmal selbst überflüssig zu machen. Wie die Sozialisten auf Grund der gleichen Hegelschen Methode die Monopole und Ringe als den Uebergang der bürgerlichen zur sozialistischen Gesellschaft ansehen, so sah Rothe die Landeskirchen als Uebergangsformen an, die zum innerlich religiös beseelten Volksleben führen sollten, zur religiös sittlichen Gestaltung des Staates als der vollkommnen Gemeinschaft. Dieser Idee entsprechend sollten ihre Leiter verfahren, und die großen und schweren hieraus entspringenden Aufgaben schienen ihm das Programm eines modernen Kirchenregiments. Daß er die Aufgabe einer solchen Landeskirche überaus ernst und schwer nahm und der Kirche gerade um ihretwillen eine außerordentliche Bedeutung beimaß, geht aus seiner besonnenen und eifrigen Mitwirkung an dem Kirchenregiment hervor. So

trat er im Agendenstreit für größere liturgische Freiheit der Einzelgemeinde ein und bei der Revision der Kirchenverfassung für das Gemeindeprinzip, das die Kluft zwischen Klerus und Laien und damit die zwischen Kirche und Volk aufheben oder doch vermindern und eben dadurch die Kirchlichkeit ihrer verderblichen Folgen berauben sollte, ohne doch ihren Segen für religiöse Volkserziehung und Volksbelehrung aufzuheben. In dem großen um Schenkels Leben Jesu entbrannten dogmatischen Streit kämpfte er für die Lehrfreiheit, aber nicht um Schenkels rationalisirendes Charakterbild zu verteidigen, sondern in der Ueberzeugung, daß nur die Gewährung voller Lehrfreiheit die verderbliche Kluft zwischen profaner und kirchlich-sakraler Wissenschaft aufheben und das Mißtrauen des Volkes gegen die letztere überwinden könne, zugleich auch in dem festen Glauben, daß keine Lehrfreiheit der Welt der Macht Christi hinderlich sein könne, sondern jede schließlich nur zur Anerkennung seiner Herrlichkeit führen könne. Sein Entwurf für den oberkirchenrätlichen Bescheid und der darauf begründete Bescheid selbst sind die schönsten Aktenstücke, die eine kirchliche Kanzlei in diesem Jahrhundert verlassen haben. Eben dieselben Gründe bewogen ihn auch bei der Gründung des Protestantenvereins hilfreiche Hand anzulegen. Er sollte das Volkschristentum, die Versöhnung von Sittlichkeit und Religion, Kirche und Staat, kirchlicher und außerkirchlicher Wissenschaft anbahnen helfen und als freie religiöse, unkirchliche Vereinigung eine Vorform des kirchenfreien Christentums werden. Der Protestantenverein hat aus verschiednen, nicht bloß an ihm selbst liegenden Gründen diese Hoffnungen nicht erfüllt, aber die von Rothe ihm gewidmeten Reden und Aufsätze (Gesammelt von Nippold, Elberfeld, 1886) gehören zu den unvergänglichen Schätzen der Theologie.

Rothe ist von Vielen innig geliebt, von Wenigen wirklich verstanden worden. Er hat in Baden in Kirche und Fakultät tiefe Wirkungen hinterlassen, aber der Reichtum seiner Gedanken hat seine volle Fruchtbarkeit nicht bewährt. Es liegt das wohl an der Verknüpfung seiner Gedanken mit einer heute veralteten Spekulation und an der Absperrung seiner Bezugnahmen auf die heilige Schrift gegen eine wirklich historisch-kritische Forschung allgemeiner religionsgeschichtlicher Art. Seine Gedanken selbst aber sind von diesen Formen unabhängig und gewinnen ihren vollen Wert erst gerade auf dem Boden einer religionsgeschichtlich arbeitenden Theologie. Auf diesem Boden werden sie wieder auferstehen, und mit ihnen wird auch die Erinnerung sich wieder dem erhebend reinen und zarten Bilde seiner Persönlichkeit zuwenden, das für Alle, für Theologen und Laien, einen unvergänglichen Zauber behalten wird.

Troeltsch

Gotteserkenntnis

Zur Germanisirung des Christentums 2

Es ist mir natürlich bewußt, daß eine der herkömmlichen so entgegengesetzte Art der Erwägung wie die in meinem Artikel „Vom deutschen Gott" angeschlagne ihre nicht kleinen Anstöße enthält. Mit einem von ihnen beschäftigt sich die heutige Unterredung, und zwar mit dem Paradoxon vom „Gott schaffen."

Denn daß dieser Ausdruck paradox ist, gebe ich natürlich zu; nur halte ich den Ausdruck „Gott erkennen" für noch paradoxer. Und daran ändert die Erwägung gar nichts, daß der Ausdruck „Gott erkennen" in der Bibel vorkomme, und der Ausdruck „Gott schaffen" nicht. Denn die Bibel ist nicht deutsch geschrieben und erst recht nicht modern deutsch. Es würde sich also erst darum handeln, zu untersuchen, wie die betreffenden hebräischen und griechischen Ausdrücke zu verstehen sind. Und jedenfalls stelle ich das fest, daß es eine „Erkenntnis" Gottes in unserm Sinne von Erkenntnis für die ganze Bibel nicht giebt, sicherlich aber nicht für die Propheten und Apostel, erst recht nicht für Jesus, auch nicht für den johanneischen.

Das „Erkennen" in unserm Sinne des Wortes — und um den kann es sich für uns doch nur handeln — brandmarkt Paulus vielmehr als Weisheit der Narren. Und da er im religiösen Zusammenhang spricht, so hat er mit allen schlimmen und schlimmsten Scheltworten auf die Vernunft Recht, und Luther desgleichen. Die Logik auf religiösem Gebiet ist das Thörichtste, das man sich denken kann. Ehe wir das nicht unsrer Zeit vor- und eingebläut haben, eher giebt es keine Religion für sie.

Ich weiß, daß es gewagt ist, der Abneigung gegen die Logik starken Ausdruck zu geben; es liegt nahe, auf praktische Feindschaft mit dieser eifersüchtigen Göttin zu schließen. Indessen habe ich gegen die Logik nicht mehr auf dem Herzen als gegen die Religion — nämlich wenn sie auch ihrerseits auf fremdes Gebiet ausschweift. Ich möchte aber auf diese Dinge nicht mehr eingehen; Kant hat darüber schon vor hundert Jahren einige Bemerkungen gemacht.

Weshalb mir aber das Wort „schaffen" so am Herzen liegt, darüber will ich gern versuchen, Rechenschaft zu geben.

Es ist sehr richtig, daß die Namen und Worte es nicht thun. Aber Eins thun die Worte doch: sie bestimmen das Anschauungsbild. Ein Wort ist nie eine bloße Buchstabengruppe, auch nie nur Bezeichnung für einen vereinzelten Gegenstand, ein Wort begreift stets eine ganze Genossenschaft verschiedenster Vorstellungen, die mit ganz bestimmten Gefühlswerten angethan sind, die einen ganz bestimmten Stimmungshintergrund haben, von dem sie sich leuchtend, sattfarbig, silhouettenartig oder sonstwie abheben, oder in dem sie verschwimmen. Um diese Gesamtheiten von Farben, Tönen, Gemütswerten, Stimmungen handelt es sich, wenn wir bei entscheidungsvollen Fragen uns um Worte streiten.

Das ist nun der große Unterschied zwischen der religiösen Anschauungs-, Vorstellungs- und Reflexionsweise und zwischen dem, was wir gewöhnlich „Erkenntnis" nennen, daß in der „Erkenntnis," so wie ihr Begriff unter uns Gebildeten feststeht, das Schwergewicht darauf fällt, möglichst allgemeingiltige, internationale, interkonfessionelle, interindividuelle Sätze zu erhalten — und mit Recht: darauf beruht ihre Brauchbarkeit —, während umgekehrt in der religiösen Vorstellungsweise aller Wert in der individuellen Farbe und Bestimmtheit, in der urwüchsigen persönlichen Frische ruht. Die Natur ist das ewig Gestrige, das ewig Feststehende, von allen Menschen wesentlich gleich Gesehene. Mindestens sind wir für gewöhnlich überzeugt, daß es so ist, und setzen es ohne weiteres voraus. Umgekehrt steht es mit Allem, dessen Hauptwert für uns in der Zukunft liegt, das für Jeden anders da ist, das nicht ergriffen, geschweige festgehalten werden kann ohne eine starke Erhebung des Willens, ohne innere Ueberwindung ziemlich starker Gegenwirkungen der Triebe und unsers Bewußtseins von ihnen, kurz Allem, was dem religiösen Gemüt in Andacht und „Erhebung der Seele" sich als Wirklichkeit darstellt.

Um aller dieser Merkmale willen spricht man meiner Ansicht nach besser von einem Schaffen der religiösen Wahrheiten als von einem Erkennen. Im naiv religiösen Sprachgebrauch kommen beide Ausdrücke nicht vor. Da weiß man viel unmittelbarer um die Ueberwelt Bescheid: man schaut Gott, man kennt ihn, man vertraut auf ihn, harrt und wartet auf ihn, fürchtet und liebt ihn, glaubt an ihn, hört, erfährt, wird inne. In diesem Zusammenhang kommt auch das Wort „erkennen" vor, hat aber psychologisch den Wert jener andern Ausdrücke und ist möglichst weit entfernt von einem theoretischen Erkennen. Die ganze erkenntnistheoretische Frage giebt es da noch nicht. Für uns aber giebt es sie. Und wer in Beziehung auf die Religion klar sehen will, muß sich darüber klar werden, daß es sich auf diesem Gebiet um ein geistiges Schaffen handelt mit allen Merkmalen eines solchen: Willensanstrengung, innere Arbeit, Mühe und Qual bis zur Verzweiflung, schließlich Inspiration, die überall die Form des Gelingens im geistigen Schaffen ist.

Aber weshalb fürchtet man den Ausdruck „Schaffen" so sehr? Ein Schaffen im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist ja doch jede Erkenntnis. Die ganze Welt, sofern sie in unsre Vorstellung eingeht, ist eine Schöpfung unsers Verstandes. Aus gewissen Reizen auf unsrer Netzhaut, unserm Trommelfell und andern Organen baut unser Verstand die Welt, die wir sehen, hören, tasten. Und unsre Vernunft gar schafft allerlei Begriffe und „Gesetze," um sich in dieser Welt zurechtzufinden. Soll ich Kant und Schopenhauer ausschreiben? Aber freilich bei allen diesen Schöpfungen

unsers Verstandes und unsrer Vernunft kommt gar Nichts auf ihren Zusammenhang mit der individuellen Veranlagung, mit dem persönlichen Ich ihrer Schöpfer an, Alles dagegen auf ihre Brauchbarkeit und Anwendbarkeit. Es handelt sich um Dinge, die von allen Menschen, auf die es ankommt gleich gesehen und gleich begriffen werden. Sie sind für alle Menschen wesentlich gleichartig da. Man nimmt sie deshalb naiv als Erkenntnis seiender Dinge. Daß der Wert dieser „Erkenntnisse" für die Beantwortung der Frage nach dem wirklich Seienden, dem „Ding an sich," der „Wahrheit," der letzten Realität, völlig illusorisch ist, kommt dabei nicht in Betracht. Es zu beachten und sich gegenwärtig zu halten, ist für ihren praktischen Gebrauch nicht nötig. Umgekehrt liegt bei den religiösen Sätzen aller Wert auf ihrer Entstehung aus dem persönlichen Ich und auf ihrer Rückbeziehung auf das persönliche Ich. Deshalb ist für sie der Umstand, daß sie geistige Schöpfung der Persönlichkeit sind, gerade das Bemerkenswerteste, das Entscheidende.

Es ist das umso wichtiger, als in diesem ihrem Charakter als persönlicher geistiger Schöpfung auch ihre Wahrheit beruht.

Wie weit unsrer Vorstellungswelt „Wahrheit," „letzte Realität" zukommt, das hat keiner unsrer großen Philosophen zu entscheiden gewagt. Sie hielten aber allesamt von dem Wahrheitsgehalt unsrer Vorstellungswelt nicht viel. Um auf das wirklich Seiende zu kommen, haben sie vielmehr das Selbstbewußtsein der Persönlichkeit in Anspruch genommen. Und sie haben dafür ein starkes Gefühl gehabt, daß der Wert der Persönlichkeit das Einzige sei, was für den Wert ihrer Wahrheit bürge. Schopenhauer erklärte die Welt der Vorstellung für erst vom Selbstbewußtsein des Menschen aus verständlich und glaubte damit Platons Ideenlehre richtig begriffen zu haben. Er dichtete aber aus dem Selbstbewußtsein seines weltmüden Ichs seine ganze Wahrheitslehre, seine ganze Lehre vom „Was" der Welt heraus. So hatte Kant vor ihm aus dem Selbstbewußtsein seines etwas pedantisch-gesetzlichen Ichs ein ehernes Sittengesetz und seine überweltlichen Garantien geschaffen. Luthers ganze originale Weltschöpfung stammt aus dem Selbstbewußtsein seines leidenschaftlich nach innerer Freiheit und Wucht dürstenden Ichs. Und nun gar Christus! dem die ganze übrige Welt versank vor den wenigen aber überlebensgroßen Daten seines unerhört kühnen messianischen Selbstbewußtseins! Alle Religionen bisher — und alle in Betracht kommenden Philosophien sind bis jetzt Religionen gewesen — stammen aus der geistigen Schöpfung des Selbstbewußtseins kräftiger Persönlichkeiten. Ihr Beweis? Hier gilt: Stat pro ratione voluntas. Der Wille zu ihnen ist ihr Beweis. Sie haben samt und sonders vor kräftigen Persönlichkeiten noch nie einen andern Beweis zu führen brauchen, als daß sie den Willen fesselten und überzeugten, d. h. ihn bestimmten, sie aus sich heraus nachzuschaffen.

Darauf kommt Alles an. Und das ist der Grund dafür, weshalb es so wichtig ist, daß wenigstens die führenden Geister Klarheit darüber erlangen, und zwar eine möglichst deutliche, was es innerlich um die Religion sei, daß ihr innerlichstes und wesentlichstes Merkmal dies ist, daß Alles in ihr auf ein geistiges Schaffen hinaus will.

Bonus

Die preußische Gesandtschaft am Hofe des Papstes

Unter diesem Titel hat Professor Mirbt seinen auf der vorjährigen Generalversammlung des Evangelischen Bundes am 5. Oktober in Magdeburg vor Tausenden von Zuhörern gehaltenen Vortrag in erweiterter Form und mit bibliographischen Nachweisen versehen im Drucke erscheinen lassen (Leipzig, Carl Braun. 64 S. 1 Mk.). Seine Schrift verdient um der Sache und um ihrer selbst willen weiteste Verbreitung. Vor einigen Monaten schien es, als sei die Frage der Gesandtschaft infolge der plötzlichen Abberufung des Herrn von Bülow in ein akutes Stadium getreten. Die bald erfolgende Ernennung des Freiherrn von Rotenhan zum preußischen Gesandten am päpstlichen Hofe hat sanguinische Hoffnungen Lügen gestraft. Fast scheint es, als sollte die Diskussion wieder einschlafen, und es giebt Leute genug, die daran ein Interesse haben. Da kann es nicht schaden, wenn

immer wieder energisch darauf hingewiesen wird, daß die Diskussion nicht eher ruhen darf, als bis die Frage gelöst ist, gelöst in dem Sinne, wie es das Staatsinteresse verlangt: die Gesandtschaft, die durch ihre Geschichte gerichtet ist, muß aufgehoben werden.

Wer dieser These zuzustimmen geneigt ist, wird in der Mirbtschen Schrift ein Arsenal von Gründen finden, die sie ihm bestätigen und es ihm leicht machen, sie Andern gegenüber auf das nachdrücklichste zu verteidigen. Wer da schwankt und den mancherlei Scheingründen sein Ohr leihen möchte, die stets von neuem, in Parlament und Presse, für Aufrechterhaltung der Gesandtschaft ins Feld geführt werden, der hat noch mehr Ursache, Mirbts schlagenden Nachweisen aufmerksam zu folgen. Sollte man doch meinen, daß selbst unter unsern katholischen Mitbürgern die, die noch nicht gänzlich verrannt sind in System und Forderungen des deutschfeindlichen Ultramontanismus, als gute Deutsche die Zwecklosigkeit dieser Gesandtschaft und die Gefahren, die in ihrer Aufrechterhaltung für unser Vaterland beschlossen liegen, erkennen müßten. Ist doch diese preußische Gesandtschaft auch eine deutsche Angelegenheit!

Ich widerstehe der Versuchung, das im Einzelnen darzulegen. Es könnte doch nur im engen Anschluß an Mirbts Schrift geschehen; und nicht um deren Lektüre zu ersetzen, sondern um dringlichst dazu aufzufordern, sind diese Zeilen geschrieben. Der Verfasser hat, mild in der Form und kräftig in der Sache, kein Wort zu viel gesagt, sondern mit wohlthuender Knappheit nur das Wesentliche klar, einfach, überzeugend hervorgehoben. Doch liegt mir daran, noch auf Eines besonders hinzuweisen. Der Wert der Schrift liegt nicht nur in der mir unzweifelhaften Richtigkeit ihrer kritischen und thetischen Bemerkungen, sondern ebenso sehr in der vorzüglichen Zusammenfassung aller Daten zur Geschichte der Gesandtschaft und der Uebersicht über ihre einzelnen Phasen, Dinge, die man sich bisher aus allgemeinen Darstellungen mühsam zusammensuchen mußte. Die Gesandtschaft ist nicht unter glücklichem Stern geboren worden. Mirbt sagt mit Recht, daß das Verhalten der preußischen Regierung bei ihrer Begründung im Jahre 1806 nichts andres war, als die stille Anerkennung einer Grundthese des Ultramontanismus, nämlich der These von der Doppelstellung des Papstes als weltlichen Souveräns und als des Oberhauptes der römischen Kirche. Die Geschichte hat gezeigt, daß mit dieser Doppelstellung jeder Anspruch geschützt, jede Zumutung abgewiesen werden kann:

> Wie in frühern Zeiten der Bann herhalten mußte, um die rein weltlichen Pläne der Päpste zu unterstützen, so werden jetzt alle Aufmerksamkeiten, die dem Oberhaupt der römischen Kirche gespendet werden, als Huldigungen gedeutet. Wenn dann aber ein Staatswesen die Konsequenz zieht und ihn wie einen andern Regenten für die Folgen seiner Politik verantwortlich macht, so wird die Souveränität sofort eine unfaßbare Größe, und der Papst ergreift als Oberhaupt der Kirche das Wort.

Es kann ja nicht geleugnet werden, daß der Staat, wenn er nun einmal einen Gesandten wollte, in der Wahl der Persönlichkeiten sich mehrfach gründlich vergriffen hat: das gilt von Niebuhr, gilt auch von Bunsen, dessen Politik Mancher noch schärfer zu beurteilen geneigt sein dürfte als Mirbt. Aber man kann auch sagen: hätten Niebuhr und Bunsen die Rechte und Positionen des Staates vertreten, wie sie es im Interesse des Staates hätten thun müssen, nun, es wäre längst zum Bruche gekommen, und die Gesandtschaft wäre längst begraben. „Die Geschichte ist die Lehrmeisterin der Menschen, aber nur — der Nachdenkenden." Diese Worte, mit denen der Heidelberger Paulus seine Ausgabe von Spittlers Geschichte des Papsttums einleitete, hat Mirbt sich angeeignet. Möchten doch insbesondre unsre Gebildeten sie stets beherzigen. Wie viel wird heutzutage geredet von Geschichte, von geschichtlicher Methode und von der Notwendigkeit, geschichtliche Kenntnisse zu erwerben und zu besitzen. Was hilft das alles, wenn wir den Willen nicht bethätigen, aus der Geschichte zu lernen? „Die Geschichte soll durch Enthüllung der Wahrheit uns von Verwirrung befreien und für die Zukunft tüchtig machen." Nun, hier ist ein Fall, wo sich aus der Geschichte eines Institutes seine Unbrauchbarkeit sonnenklar beweisen läßt.

Das Königreich Preußen hat über ein Jahrhundert ohne eine Gesandtschaft am päpstlichen Hofe bestanden. Erst eine Zeit, die sich in dem Gedanken verirren konnte, daß „die Harmlosigkeit des Papsttums im neunzehnten Jahrhundert, bis zu seinem in den Veränderungen, die Europa bedrohen, allerdings unvermeidlichen Untergange, immer nur zunehmen könne“ (so Niebuhr), hat sie geschaffen. Möchte doch die Einsicht wieder Platz greifen, die dem großen Friedrich die Feder führte, als er in französischer Sprache die deutschen Worte schrieb:

Je conçois de reste qu'il est incompatible avec mes principes et avec ma situation à l'égard de cette cour, d'y avoir un homme accrédité et caractérisé.

Gustav Krüger

Buddhistisches Mönchtum in China

3

Die Insel Pu-to-ssan wird, wie ich in meinem frühern Aufsatze schon erwähnt habe, von zwei Abteien beherrscht. Die südlicher gelegne heißt mit einem Ehrennamen, den ein kaiserliches Dekret ihr einmal beigelegt hat, P'u-tchi-ss' (Tempel der Rettung Aller), der Ehrentitel der nördlichen ist Fa-yü-ss' (Tempel des Regens der Lehre). Machen wir einmal einen Besuch in P'u-tchi-ss', um uns über die Anlage und Einrichtung eines solchen Klosters genauer zu unterrichten.

Es ist ein schöner, klarer Sommermorgen. Wir wandern auf einer breiten, gut gehaltnen Straße von der Südküste der Insel her, an der die Dampfer anzulegen pflegen, dem Innern zu. Auf breiten Steinquadern, unter mächtigen, den Weg überschattenden Bäumen, vorüber an dem Kloster der „weißen Blume,“ das ganz in Grün eingehüllt ist, steigen wir einen niedrigen Bergsattel hinan, auf dessen Höhe der Weg durch ein Thorhaus läuft, wie man sie in China viel findet, zu Nutz und Frommen der Wandrer oder Lastträger, die vor Sonnenglut und Unwetter einen Augenblick Rast suchen. Auf den zwei Steinbänken dieses Thorhauses treffen wir bereits eine lustig schwatzende Gesellschaft an, Mönche, Klosterknechte, Kulis mit Tragstühlen. Hier eröffnet sich der Blick über die ganze mittlere Partie der Insel um die Abtei P'u-tchi-ss' herum. Es ist ein anmutiges Bild, allerlei gut bestellte Felder, bestanden mit Mais, Bohnen, süßer Kartoffel (Batate), Eierpflanze (Solanum Melongena) und anderm Gemüse, von Gebüsch und Baumgruppen unterbrochen, aus denen hier und da ein Häuslein hervorlugt, zur Linken grüne Hügel, zur Rechten der offne Strand des Stillen Ozeans mit seinen schäumenden Wogen, im Hintergrunde steil aufsteigende Berge, die die Aussicht abschließen. Wir verfolgen den Weg thalabwärts, der sich bald in eine freundliche Allee verwandelt; eine Viertelstunde Weges etwa bringt uns an den Eingang der Abtei. Hier erhebt sich ein hohes Steinportal, hinter dem der Klostergrund beginnt, mit breiten schönen Steinplatten ebenmäßig gepflastert. Von den Gebäuden trennt uns noch ein lang sich hinziehender, mit Blättern und Blüten der Lotosblume bedeckter Teich. Zwei steinerne Brücken führen hinüber, die eine gewölbt und mit Stufen, die andre, der Hauptübergang, eben, sehr massiv gebaut. Vor der letztern liegt ein verschlossener, für gewöhnlich nicht zugänglicher Pavillon; in seinem Innern steht eine große Steinplatte, auf der ein kaiserliches Dekret über die Gründung, die Rechte und die Ehrenstellung der Abtei eingegraben ist. Mitten auf der Brücke erhebt sich ein kleines rundes Schutzdach. Dort hält ein Verkäufer Melonen, Thee und andre Erfrischungen feil. Ein paar Mönche liegen im Schatten an der Erde. Von der Brücke führen uns einige Steinstufen empor, und wir stehen nun vor einem breiten Gebäude, dessen Eingang durch ein Holzgitter verschlossen ist. Es trägt den seltsamen Namen: „Halle der Zehntausende von Lebensaltern.“ Diese unermeßliche Lebensdauer ist ein Segenswunsch, der sich auf den regierenden Kaiser bezieht, denn das Gebäude dient zum Ausdrucke der Verehrung gegen das kaiserliche Oberhaupt des ganzen Reiches. Es enthält indes keinen Altar, sondern nur drei große aufrecht stehende Steinmonumente mit Inschriften verschiedner Kaiser, die der Abtei besondre Gnaden erwiesen haben. Hinter dieser Halle beginnen die Tempelräume im engern Sinne. Wir sehen drei auf einander folgende Gebäude vor uns, fast gänzlich aus Holz und in dem bekannten chinesischen Stil mit breiten, stark geschweiften Dächern, eines immer etwas höher als das andre. Das erste ist die Eingangshalle. Sie heißt nach gewissen in ihr aufgestellten Figuren „die Halle der vier Himmelsfürsten“ (ss'-ta-t'ien-wang-tien). Beim Eintritt bemerken wir an den Seiten je zwei aus Thon hergestellte, grell bemalte Kolossalfiguren, jede mit einem besondern Emblem, eine mit einem Schirm, die andre mit einem Schwert, die dritte mit einer Schlange, die sich um ihren Arm windet, die vierte mit einem lautenähnlichen Instrumente. Diese Embleme deuten auf die Beherrschung gewisser Naturkräfte, die diesen vier Himmelsfürsten eigen ist. Sie sind die starken Wächter des Klosters. In der Mitte zwischen ihnen steht ein Doppelbild: dem Eingange zugewendet die wunderliche Figur des Mi-le, des zukünftigen, noch zu erwartenden Buddha, eine feiste, halb nackte Gestalt, mit gekreuzten Beinen und fröhlich lächelndem Gesichte dasitzend, als Repräsentant der Fülle und Milde buddhistischer Lehre; nach hinten zu Wei-to, eine kriegerische Gottheit; starrend von Waffen und angethan mit einem Panzer, die Sicherheit des Tempels garantirend.

Hinter dieser Eingangshalle, durch einen Hof mit riesigen alten Bäumen von ihr geschieden, liegt das zentrale Kultusgebäude. Es führt den Namen: ta-yüen-t'ung-tien, d. h. „Halle des großen Allgemeinen, Weitverbreiteten,“ womit die buddhistische Lehre gemeint ist. In gewöhnlichen buddhistischen Klöstern würden in den Mittelpunkt dieses Gebäudes Buddhabilder gehören. Aber, wie schon erwähnt, nimmt auf Pu-tu die Kwan-yin, die Göttin der Barmherzigkeit, Buddhas Stelle ein. Daher finden wir in der Mitte dieser Halle hier vier große Bilder der Kwan-yin, denen sich einige kleinere verwandter Gottheiten anschließen. An den Wänden stehen in einem weiten Halbkreise 32 nahezu lebensgroße, höchst abenteuerlich dargestellte Figuren sogenannter P'u-ssa's. Das ist die chinesische Bezeichnung der indischen Bodhisattva's, jener Persönlichkeiten, die nach der buddhistischen Lehre nur noch einmal ein Menschenleben durchzumachen haben, bevor sie zur Buddhaschaft gelangen; für das chinesische Volk und die Mönche haben sie die Bedeutung, die etwa die Heiligen in katholischen Gegenden haben. Zur rechten Hand sehen wir noch einen kleinen Altar des Wei-to mit einem dreifachen Bilde dieses Gottes; zur Linken, ganz in der Ecke ist ein Gestell mit einer Menge beschriebner Papierzettelchen. Hier können Orakel geholt werden. Man schüttelt die in einem Bambusbecher befindlichen Losstäbchen, bis eines herausspringt. Ein kurzer Vermerk auf ihm verweist auf einen jener Zettel, den uns der Priester dort aushändigt. Die Zettel enthalten buddhistische Losungen und Wahlsprüche, die sich vermutlich leicht auf besondre Fälle anwenden lassen. Diese Halle ist der Mittelpunkt des religiösen Treibens. Auf dem Altartisch vor den Bildnissen der Kwan-yin legen die Pilger ihre Gaben nieder und murmeln sich niederwerfend in den Qualm des Räucherwerkes ihre Gebete; hier ziehen die Priester mit ihren Litaneien einher, wenn es nicht draußen im Hofe unter dem Schatten der Bäume geschieht.

Wiederum hinter dieser Halle, abermals durch einen Hof von ihr geschieden, liegt das dritte Gebäude, genannt: Tsang-tchin-tien, „Halle der Rezitirung des heiligen Kanons.“ In der Mitte ist gleichfalls ein Altar der Kwan-yin, an den Seiten stehen einige kleinere Altäre. Uebrigens aber ist der ganze Raum ausgefüllt mit Bänken und Tischen. Es ist gleichsam das Auditorium der Mönche, wo sie zu bestimmten Stunden dem Lesen ihrer heiligen Bücher sich zu widmen haben.

Das sind die wichtigsten Räume der Abtei. Sie werden nun rings umschlossen von einem Kranze andrer Baulichkeiten, von den Wohnräumen der Mönche, der Wohnung des Abtes, Gastzimmern, Küchen und dergleichen. Uebrigens sind mit allen diesen letztgenannten Gebäuden noch eine Menge kleiner Heiligtümer verbunden.

4

Ein eigentümliches Schauspiel hatte ich eines Morgens, als mich diese und jene Beobachtungen bis gegen die Mittagsstunde in der Abtei P'u-tchi-ss' festgehalten hatten. Eine längre Pro-

zession, die eine begüterte Pilgerin gegen anständige Bezahlung in ihrem Namen hatte vornehmen lassen, war vorüber. Aber die Mönche zerstreuten sich noch nicht, sondern sie ordneten sich unter den Bäumen des Hofes zu einer langen Reihe, dann schritten sie langsam, einer nach dem andern heran zu dem Eingange der mittlern Halle. An den beiden Seiten dieses Eingangs stand je ein Mönch nebst ein paar Knechten bei einem Tischlein. Auf dem einen dieser Tische lag eine Menge von Rollen jener Kupferstücke aufgehäuft, deren tausend auf einen mexikanischen Dollar gehen und die das gewöhnliche Kleingeld in China bilden; auf dem andern befand sich ein großer Haufen von kleinem, dünnem Gebäck. Die Mönche traten nun über die hohe Schwelle, jeder streckte in dem Momente des Ueberschreitens der Schwelle beide Hände aus und empfing von der einen Seite einen Kuchen, von der andern eine Rolle mit vierzig Stücken Kupfergeld in die Hand gedrückt. Ich lehnte an dem Pfosten des Eingangs und hatte alle Muße, die sonderbaren Gestalten mit den verschiedenartigen Gesichtszügen und den kahl geschornen ebenso verschiednen Schädeln der ganzen Reihe nach zu betrachten. In der Halle saß an der großen Pauke ein Mönch, der mit dumpfen Schlägen die Austeilung der Rationen begleitete. Gegen das Ende schien er ungeduldiger zu werden; seine Schläge folgten schneller und schneller auf einander, und eine entsprechende Hast und Unruhe bemächtigte sich der Letzten der Schar. Unter diesen befanden sich — ein bei allem Wunderlichen doch rührender Anblick — eine Anzahl Kinder, deren kleinstes ich höchstens auf fünf oder sechs Jahre schätzen konnte, bereits als Mönche eingekleidet und dem Kloster zugewiesen. Hinter ihnen stolperten schließlich noch sechs oder sieben taoistische Mönche hinein, die auch wie die übrigen bedacht wurden. Man sagte mir, sie seien aus der Provinz Shantung herübergekommen.

Die zahlreichen Inschriften, die man überall auf der Insel an Felswänden und auf Steinen eingegraben oder geschrieben findet, sind größtenteils, wie die Beispiele, die ich in meinem frühern Aufsatze erwähnte, religiöse Wahrheiten, Lehren, Mahnungen und Wünsche. Doch giebt es auch andre. Einige beziehen sich auf die Lokalität und bezeichnen etwa einen Felsen als den „Felsen der dunkelbraunen Bambusstauden," oder eine Anhöhe als die „Anhöhe des weißen Lotos," oder als den „Berg der weißen Blume." Ich fand einen Stein mit den Worten: „Klippe des Zusammentreffens mit der Gattin" (Familie), der mir erklärt wurde als ein Stein der Erinnerung an das Wiedersehen eines Mannes mit den Seinen. Zwei andre Inschriften will ich zum Schluß noch erwähnen, die offenbar Beziehung haben auf bekannte buddhistische Legenden. Die eine besagte: Zwei Schildkröten horchten auf die Verkündigung, nämlich auf die Predigt der buddhistischen Lehre durch einen berühmten Heiligen. Die andre lautete: Die toten Steine haben mit dem Kopfe genickt, anspielend auf eine Erzählung, nach der bei der Predigt eines berühmten Heiligen, Shen-kung, die Steine, vor denen er gesprochen, die Wahrheit seiner Worte durch Nicken bestätigt hätten. Mancher wird sich dabei erinnert fühlen an die bekannte Legende vom Amen der Steine, nach der Beda dem Ehrwürdigen Aehnliches passirt sein soll. Die Parallele, soweit sie eine solche ist, zeigt, wie ähnlich die religiöse Phantasie im Osten und im Westen gearbeitet hat, und ist somit ein Miniaturzug mehr in der eigentümlichen Erscheinung, wie Buddhismus und Christentum, so grundverschieden nach Wesen und Ursprung, dennoch unter dem Einflusse ähnlicher Bedürfnisse der Menschen ähnliche Gebilde hervorgebracht haben.

Hackmann

Stimmen der Väter

In einer französischen Wochenschrift, die ich regelmäßig in die Hand bekomme, finden sich allwöchentlich unter der Ueberschrift Pages oubliées minder bekannte oder in der modernen Welt fast ganz vergessene Abschnitte aus Werken der ältern Litteratur — zumeist dieses Jahrhunderts — abgedruckt. Neben den vielen Artikeln der modernen Mitarbeiter liest man diese ausgewählten Proben älterer Schriftsteller gern; oft reichen die jüngern nicht heran an das Maß ihrer Väter; und es weckt den

Sinn für die Geschichte der Litteratur, wenn neben den Tagesgrößen auch die gelegentlich zu Worte kommen, über deren Größe schon das zuverlässigere Urteil der Geschichte vorliegt.

Sollte etwas Aehnliches nicht zweckmäßig sein für die Christliche Welt? so habe ich schon mehrfach gedacht. Nicht ganz ebenso können wirs machen. Nicht das Vergessensein zunächst, sondern an erster Stelle die Vortrefflichkeit des Alten muß für uns bei der Auswahl das Bestimmende sein. Es giebt so viel „altes Gold," das vollwertiger ist als das Silber oder Kupfer, das wir heute günstigenfalls produziren.

Ich bin überzeugt, daß die Leser der Christlichen Welt die neue Rubrik bald lieb gewinnen werden. Mancher leere Name wird sich ihnen mit Inhalt füllen; es wird ihnen Freude machen, mit den Gedanken und Stimmungen der Gegenwart die Stimmen der Väter zu vergleichen. Ja, die Rubrik wird im besondern Maße nützlich sein: sie wird den historischen Sinn pflegen, der unsrer Zeit so nötig ist, gleich nötig gegenüber den beiden starken Feinden gesunder religiöser Entwicklung der Einzelnen, wie der Gemeinschaften, gegenüber dem Traditionalismus und dem falschen Individualismus. Ueberdies hat die Neuerung noch einen besondern Vorteil: sie ermuntert zu allgemeinster Mitarbeit. Jeder Leser der Christlichen Welt, dem ein Abschnitt aus einem ältern Buche im besondern Maße religiös förderlich und beachtenswert erschienen ist, möge ihn nur abschreiben und einschicken, mit einem ganz kurzen Geleitwort womöglich. Ein Zusammenhang irgend welcher Art braucht zwischen dem Einzelnen, das die neue Rubrik bringt, nicht zu bestehen.

Loofs

Aus Matthias Claudius

Am vorigen Sonnabend, dem 21. Januar, waren es vierundachtzig Jahre, daß Matthias Claudius in Wandsbeck, „der Wandsbecker Bote," wie er als Schriftsteller sich nannte, klaren Sinnes dem Tode, „dem Freund Hain," „dem alten Ruprecht Pförtner" die Hand gab. Neben den Großen, die während seiner Lebenszeit (15. August 1740 bis 21. Januar 1815) unsre Nationallitteratur auf ihre Höhe führten, hat der schriftstellernde Bankrevisor von Wandsbeck in der Litteraturgeschichte keinen großen Namen; aber überall, wo gerade und herzliche Frömmigkeit etwas gilt, sollte man das Gedächtnis dieses Mannes ehren. Mitten in der Zeit des Rationalismus ist er ohne traditionalistische Scheuklappen, aber auch ohne Furcht vor der Kritik derer, die den Verstand gepachtet zu haben meinten, als Mensch wie als Schriftsteller den Weg gegangen, den schlichter, großgesinnter Bibelglaube ihm wies. — Seine teils im „Wandsbecker Boten," teils in andern Zeitschriften zerstreuten Aufsätze, Gedichte, Rezensionen u. dergl. sammelte er unter dem Titel „Asmus omnia sua secum portans oder sämtliche Werke des Wandsbecker Bothen" (acht Teile 1774 bis 1811; neueste Ausgabe mit Anmerkungen von Redlich, Gotha, 1882). Uebrigens vergleiche man Gerok, Matthias Claudius, Darmstadt, 1881.

1. Aus einem Briefe an seinen Freund „Andres"

Der Mensch kann die Wahrheit verkennen, verachten und aufhalten; aber, wie umwegs oder verkehrt er es auch treibe, so irrt er sich nur, und mitten in solchem Treiben suchet und meinet er sie. Er kann ihrer nicht entbehren; und es ist nicht möglich, wenn sie ihm erscheint, daß er sein Haupt nicht vor ihr beuge.

Irren ist menschlich, Andres! Aber die Wahrheit ist unschuldig. Sie ist immer bereit und immer wert, und wird auch wohl am Ende Recht behalten.

Aber es macht dir graue Haare, schreibst du, unsern Herrn Christus verkannt und verachtet zu sehen. — Du liebe gerechte Seele, mag es doch! wer sie um ihn trägt, trägt mit Ehren graues Haar.

Zwar seinetwegen brauchst du dir keine wachsen zu lassen. Er wird wohl bleiben, was er ist. So Viele ihrer die Wahrheit nicht erkennen und nützen, die haben des freilich Schaden; aber was kann es ihr schaden, ob sie erkannt und genützt wird, oder nicht? Sie bedarf keines, und es ist die Größe und Herrlichkeit ihrer Natur, daß sie immer bereit ist, von Undank nicht ermüdet wird, und wie die aufgehende Sonne mit den Wolken und Dünsten ringt, um sie zu reinigen und zu vergolden.

Laß sie denn ringen, Andres; und brich dir auch, um was du nicht ändern kannst, das Herz nicht.

Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen Jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen; und das kann er überschwänglich, nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen Keinen, von dem wirs lieber hätten.*)

2. Aus dem Testament „an seinen Sohn Johannes“ 1799**)

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier, und segen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als du. — Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzt, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen, und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen. — Darum will ich dir einigen Rat geben, und dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehret hat:

Es ist Nichts groß, was nicht gut ist; und Nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause. . . . Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist für ihn nicht gleichgiltig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nicht weis machen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse. . . .

Halte dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn; sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das siehe und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort. . . .

Lerne gern von Andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend u. s. w. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings. . . .

Erwarte Nichts vom Treiben und von den Treibern; und wo Geräusch auf der Gasse ist, da gehe fürbaß.

Wenn dich Jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht. Dünket er sich noch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müssig. Was Einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. . . .

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gern ihretwegen hassen; doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht ineinanderfließen, sonst hast du deinen Lohn dahin.

Thue das Gute vor dich hin, und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur Einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre. . . .

Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thue mit Fleiß.

Schmeichle Niemand und laß dir nicht schmeicheln. . . .

Thue keinem Mädchen Leides, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht Alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst.

Hänge dich an keinen Großen. . . .

*) Bd. 6, 93 f. der „Werke,“ Cannstatt, 1835.
**) Ebenda 7, 66—71.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Thue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen. . . .

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.

Stehe deiner Mutter bei, und ehre sie, solange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend Etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Verschiedenes

Nachbildungen von Burne-Jones' Bildern (vgl. Nr. 1 und 2) in Lichtdruck und Heliographie finden sich billig und reichlich in zwei kleinen Monographien, die zuerst in Zeitschriften, dann in Sonderausgaben erschienen sind: von Cornelius Gurlitt, Sir Edward Burne-Jones, aus der Kunst unsrer Zeit (München, Franz Hanfstängel, 1895, ungebunden 4 Mk.) und von Julia Cartwright, Sir Edward Burne-Jones, Life and Works, Weihnachtsnummer des Art Journal (London, J. S. Virtue, 1894, ungebunden 2,50, gebunden 5 Mk.). Auch Artikel von Helferich in der Kunst für Alle, Jahrgang 9, und Gronau ebenda, Jahrgang 14 (Heft 1 vom Oktober 1898) sind reich illustriert. Desgleichen das Buch von Malcolm Bell, Sir Edward Burne-Jones (London 1894, 20 Mk.). Photographien (Platinotypien) in verschiedner Größe verkauft Frederic Hollyer, 9 Pembroke Square, Kensington, London; jede größere Buch- und Kunsthandlung besorgt sie. Beispielsweise kostet Cophetua und Perelophon, $66\frac{1}{2} \times 30$, 22 Mk., Chant d'amour, $37\frac{1}{2} \times 51$, 15 Mk., das vierte Pygmalionbild, $34 \times 25\frac{1}{2}$, 12 Mk., Flamma vestalis, $34 \times 12\frac{1}{2}$ (oder 51×18, oder 91×33), Vesper, der Abendstern, 10 Mk., Die Stunden, $23\frac{1}{2} \times 54$, etwa 15 Mk.; Die Verkündigung, 50×21 (oder $91 \times 37\frac{1}{2}$), 15 Mk., Love among the ruins, 34×52 (oder 60×93), 15 Mk., Die goldne Treppe, $51 \times 21\frac{1}{2}$ (oder 93×40), 15 Mk., Spiegel der Venus, $18\frac{1}{2} \times 31$ (oder 31×51), 7 Mk. Andre Bilder von großer Schönheit sind: Die Hoffnung, Das Bad der Venus, Pan und Psyche, Die Liebe und der Pilgrim, Dies Domini. Besucher von Oxford machen wir insbesondre auf die fünf von Burne-Jones entworfnen Glasfenster in der dortigen Christ-Church Chapel aufmerksam, die den Stil des Meisters in vollendeter Reinheit zur Anschauung bringen. D H

Lou Andreas Salomé. Ob ihr Name je schon in diesen Blättern genannt wurde? Es mag genügen, sie den Lesern nur mit den wenigen Angaben vorzustellen, die über sie gemacht werden können. Wir haben unter den Frauen viel Schriftsteller und wenig Gelehrte; das ist vielleicht gut und scheint das Natürliche. Zu diesen Wenigen nun zählt Frau Professor Andreas, deren Erstlingswerk unter dem Pseudonym Henrik Lou in den achtziger Jahren erschien. Es hieß „Im Kampf um Gott,“ ein sozusagen theologisches Buch, noch im Entwicklungskampf geschrieben, der einen stark religiösen Charakter trägt. — Dann las man in der neugegründeten Freien Bühne, jetzt Neuen deutschen Rundschau, Theaterkritiken aus der gleichen Feder, die von Selbständigkeit und vielseitigem Verständnis zeugten, und hinter denen ein lebhaftes subjektives Empfinden stand, das ungemein wohlthuend berührte. Bekannter wurde die nun mit vollem Namen zeichnende Verfasserin durch ihre mehrfach aufgelegte Kritik von „Ibsens Frauengestalten“ (Berlin, 1891). Hier versuchte sie, die Entwicklung einer Nora, Rebekka, Hedwig, Hedda mit feinem Griffel nachzeichnend, in jeder eine Wildente zu sehen — der Symbolismus erklärt sich aus Ibsens gleichnamigem Stück — die zahm wird, zu Grunde geht oder — fortfliegt. Man hatte ihre Methode dabei als „geistreiche Eigenwilligkeit“ bezeichnet, und in der That — das spezifisch weibliche Talent des anschmiegenden Nachfühlens, des rastlosen Auf- und Eingehens im Kunstwerk, das uns die Teilnahme der Frau an geistiger Produktion so wünschenswert macht, geht ihr eher ab. Ihre Persönlichkeit ist zu stark, verlangt selbst zu sehr nach Ausdruck und Auslebung. Darum läßt sich auch zu ihrem Hauptwerk „Friedrich Nietzsche in seinen Werken“ (Wien, Konegen, 1894) kein rechtes Zutrauen fassen. Es wurde viel gelesen und recht gelobt. Ob aber der Basler Philosoph von der liebevollen Hand nicht einigermaßen verzeichnet ist, die ihn gestaltete, wie sie ihn wollte? — Inzwischen hat unsre Philosophin die Theologie nicht vergessen, und ihre beiden Aufsätze über „Gottesschöpfung“ und „Aus der Geschichte Gottes“ in der obengenannten Zeitschrift sind allen Theologen zu empfehlen, die Belehrung von Laien auf halbwegs gegnerischem Standpunkt nicht verschmähen. Nicht gering war das Erstaunen, als Frau Andreas unter die Dichter ging: zwei Novellen „Ruth“ (2. Aufl., 1897) und „Aus fremder Seele“ (1896) sind bei Cotta erschienen. Die Lektüre der erstern, die ich allein kenne, ließ mich zur Feder greifen und diesen Hinweis niederschreiben. Man empfiehlt vielleicht nicht gern Bücher, die man lieb hat; mags für diesmal sein. „Ruth“ ist eine Seelenstudie, was konnte man auch Andres erwarten? Fein bis zur Nervosität, leidenschaftlich und ge-

dämpft zugleich, wahr in aller Seltsamkeit — und spannend, wenn das ein Lob ist. Genug, wer solche Kost liebt, weiß jetzt den Weg.

Platzhoff

Zwei neue Romane von Hall Caine bringt die English Library von Heinemann & Balestier, The shadow of a crime und A son of Hagar, beide zu zwei Bänden. — Wie die frühern Bücher desselben Verfassers sind auch diese Erzählungen packend geschrieben, und es spricht aus ihnen ein edler Sinn. Freilich variiren sie immer dasselbe Thema, den Kampf des Guten und des Bösen in der Welt; und wenn man sie genau ansieht, wiederholen sich auch die Charaktere. Zwei Brüder lieben dasselbe Mädchen. Der geriebenste Schurke steht einem fast fehlerlosen Helden gegenüber, so unvermittelt wie es im Leben wohl kaum vorkommt. (The Christian möchte ich hier ausdrücklich ausnehmen.) Aber trotz dieser Wiederholungen ist Hall Caine nie langweilig; eher könnte man ihm vorwerfen, daß er mit zu drastischen Mitteln arbeitet, daß er nicht nur unwahrscheinliche Menschen, sondern auch unwahrscheinliche Situationen und Erlebnisse schildert. Ich denke mir, er würde vielleicht einen solchen Vorwurf als Lob empfinden, denn, das habe ich wohl schon früher betont, er ist ein Dichter, und Dichter müssen nicht immer die ungeschminkte Wahrheit sagen, wenn sie nicht etwa zu den trübseligen Modernen gehören, die überall mehr Schatten sehen als Licht. Hall Caine ist noch einer von denen, die glauben, daß auch die finsterste Nacht einmal von der Sonne besiegt wird, und die darum lieber von der Sonne reden als von eitel Finsternis.

Helene von Dungern

Der Friesenpastor. Roman von Dietrich Theden. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Gebunden 4,50 Mk.

„Die Erzähler der Gegenwart kultiviren den Kriminalroman mit wenig Glück, und seit Temme, König, Friedrich u. A. weist die Belletristik in dem Mangel an packenden Kriminalgeschichten eine klaffende Lücke auf. In diese tritt jetzt der Verfasser des »Friesenpastor« mit einem Roman, der als ein auffallend wirkungsvoller bezeichnet werden darf."

So der „Waschzettel." So weit ich das Buch gelesen habe, stimmt das. Da sein Held ein „treuer Seelenhirt" ist und auch sonst alle Autoritäten ihre gebührende Achtung bekommen, auch die Sprache „klassisch" ist, so finden die „christlichen Kreise" vielleicht, daß es auch in der „christlichen Litteratur" eine klaffende Lücke ausfüllt, und daß man von dem besagten „klassischen Stil" lernen kann. Seiner künstlerischen Qualität nach ist es das, was man „Hintertreppenroman" nennt, nur etwas blasser.

Bonus

Der Wandrer. Von Sophie Charlotte von Sell. Schwerin, Stillersche Hofbuchhandlung.

Die im Evang. Joh. 4, 47 ff. berichtete Krankenheilung wird hier zu einem Gedicht, dessen edle Strophen des Gegenstandes würdig sind. Die Reise zu dem großen Wundermann giebt Veranlassung zu reizenden Stimmungsbildern. Das Ebben und Fluten in der Seele des bekümmerten Vaters bringt ihn uns nahe wie einen Bekannten. Ueber der Heimreise, der seligen Erhörung liegts wie Frühlichtschimmer. Hätte ich wünschen dürfen, so wäre es gewesen, daß die Dichterin auf dem Herzpunkt des Ereignisses etwas länger verweilte: „Der Mensch glaubte dem Wort und ging hin." In keiner Stelle des Evangeliums ist das Wesen des Glaubens schärfer ausgeprägt: ob der Boden unter meinen Füßen weicht, ob meine Augen es nicht sehen, meine Hände es nicht berühren — dennoch, dennoch auf dein Wort! — Aber auch so, wie dies reizend ausgestattete Gedicht vorliegt, ist es zur Gabe für Kranke und Betrübte wie geschaffen. Bringen wir diesen doch so gern eine Blume, und eine solche ist es, die ihren Duft behält. M Sell

Blumen am Wege. Ernste und heitere Geschichten von Ernst Evers. Leipzig, H. Ebbecke. 128 S. 1,20, gebunden 2 Mk.

Die fünf anspruchslosen Geschichten, die dies Büchlein enthält, sind volkstümlich im guten Sinne des Wortes. In ihrem Vorwurfe zwar weder durchgängig neu noch tief, sind sie doch nach Stoff und Form weit entfernt, trivial zu sein. In den ernsten Erzählungen tritt die religiöse Tendenz deutlich hervor, ohne indes irgendwie aufdringlich zu werden. Immerhin scheinen die heitern Charakters gelungener; zumal die „Sorgen eines Dichterherzens" sind von einem köstlichen Humor durchweht. Bereichere man mit diesem Büchlein des bekannten Berliner Pastors vor allem die Volksbibliotheken! Es wird gern gelesen werden.

Hans Weichelt

Majestätsbeleidigungsprozesse. Die Verurteilung des Redakteurs der Magdeburger Volksstimme zu 4 Jahren 1 Monat Gefängnis wegen Majestätsbeleidigung macht um der strengen Strafe willen und der begleitenden Umstände Aufsehen. Der Verurteilte erklärte sich für schuldlos, und da der Schuldige sich nunmehr öffentlich genannt hat, wird der Prozeß neu aufgenommen werden. Der Fall ist aber nur einer von vielen, die je länger je weitere Kreise beunruhigen. Wir begnügen uns dies einfach auszusprechen. Die Verantwortlichen sollten mit Ernst darauf denken, wie diesem Wuchern der Beleidigungen und der Prozesse gesteuert werden könne. Es ist mit den Majestätsbeleidigungen wie mit den Vergehen gegen Religion, die § 166 bedroht. Man kann fragen, ob ein Volk, das seinen Fürsten und seinen Gott hochhält, nicht besser auf solche Strafbestimmungen verzichtet. Wenn man aber dazu sich nicht entschließen mag, so wird jedenfalls eine sparsame Handhabung dieser Gesetzesparagraphen dem Zweck, um den es sich handelt, dienlicher sein. R

Afrikanische Galgenskizzen. Diesen Titel wählte der österreichische Generalkonsul in Sansibar, Herr Dr. Oskar Baumann, der bekannte Forschungsreisende, für einen abscheulichen Artikel, den er in der Wiener Zeit (Nr. 224 vom 14. Januar) veröffentlicht hat. Er giebt

ausführlichen Bericht über die Rolle, die das Hängen in Deutsch-ostafrika spielt. Das Widerwärtigste an dem Artikel ist das Behagen, mit dem der Verfasser sein Thema behandelt.

Auszüge aus dem Artikel gehen durch die sozialdemokratischen Blätter, unter dem Geleit verdienter Entrüstung. Um ein ganzes Bild von der heutigen Moral oder Unmoral zu gewinnen, kann man die sozialdemokratische Presse nicht entbehren. Sie hat ein scharfes Auge für die Gebrechen der Gesellschaft, die sie befeindet, und fällt dann oft das einzig richtige Urteil. Leider übt sie dieselbe unbestechliche Gerechtigkeit nicht nach der andern Seite. Aber welche politische Partei thut das denn im öffentlichen Kampf? R

Unsre Handelsbeziehungen zur Türkei. Auf unsre Frage in Nr. 2 erhalten wir folgende sachkundige Antwort:

Der Wert der Einfuhr aus der Türkei nach Deutschland betrug in Millionen Mark 1893: 16,5; 1894: 18,8; 1895: 22,1; 1896: 25,9; 1897: 30,5.

Dagegen betrug der Wert der Ausfuhr aus dem Deutschen Reiche nach der Türkei 1893: 41,0; 1894: 34,4; 1895: 39,0; 1896: 28,0; 1897: 30,9 Millionen Mark. Näheres findet sich im Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich, Jahrgang 1898, S. 110—131. Man darf nun auf die Ziffern für 1898 und 1899 gespannt sein. R

Kiautschou. Wir haben in unserm Blatte mit geworben um einen Missionar für Kiautschou. So wird es unsern Lesern lieb sein, zu hören, daß er sich in der Person des Stadtvikars Richard Wilhelm aus Backnang in Württemberg gefunden hat. Vom Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein gewählt wird er demnächst sich auf seinen Posten begeben. Nach den Grundsätzen des Vereins liegt ihm die Pastorirung der sich bildenden deutsch-evangelischen Gemeinde in erster Linie ob, zugleich aber auch die Seelsorge des evangelischen Teils der deutschen Besatzung, die das Reichsmarineamt den Missionaren des Vereins übertragen hat. Möchte dem Evangelium in Kiautschou auch das Silber und Gold unsrer Leser nicht vorenthalten bleiben! R

Rothefeier in Heidelberg. Die theologische Fakultät in Heidelberg begeht die Feier des hundertjährigen Geburtstages Richard Rothes am 9. Februar 1899 unter Teilnahme des Großherzogs Friedrich. Vormittags 10 Uhr wird ein Festaktus in der Aula stattfinden; Professor Troeltsch hält die Gedächtnisrede. Teilnehmer werden gebeten, sich bis zum 5. Februar um Karten bei dem Sekretariat der Universität zu melden, dieselben können dort dann jederzeit abgeholt werden. Um ½12 Uhr wird in der Peterskirche die Enthüllung eines Denkmals für Richard Rothe stattfinden, und daran wird sich um 1 Uhr ein Festmahl anschließen. Solche, die an diesen Feiern teilnehmen wollen, wollen sich bei Herrn Kirchenrat Lemme bis zum gleichen Termin melden. — Die einfachen Daten über Rothes Leben finden sich in jedem Konversationslexikon. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Frankfurt a. M.: 6. Februar, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: Der Wert der Liturgie im Gottesdienst.

Herzliche Bitte!

Eine arme Witwe meiner Gemeinde, die sich und ihre unversorgten Kinder bisher mühsam ernährt hat, ist in das bitterste Elend geraten. Vor fünf Monaten starb ihr ältester Sohn am Flecktyphus, sodaß die arme Frau Bett und Kleidungsstücke verbrennen mußte, für sie ein großer materieller Verlust. Kurz vor Weihnacht ist sie selbst aufs Krankenlager geworfen und operirt worden. Noch heute liegt sie schwerkrank darnieder und bleibt nach menschlichem Ermessen erwerbsunfähig. Die älteste Tochter hat sich bei der Pflege der Mutter aufgerieben und ist mit Hinterlassung von vier kleinen Kindern in vergangner Woche gestorben. Die Frau ist in der größten Not. Mehr Unglück bricht wohl selten auf einmal über eine Familie herein. Um Gaben bittet herzlich und nimmt entgegen

Limlingerode bei Tettenborn, den 17. Januar 1899 — **Kolbe**, Pfarrer

---

Cand. phil. als **Hauslehrer** nach **Lissabon** gesucht zu 12jährigem und 10jährigem Knaben bei gutem Gehalt in vornehmes Haus auf längere Zeit. Antritt Ostern.
Näheres durch Pfarrer **Rade.**

Hauslehrer mit besten Empfehlungen gesucht zu drei das Gymnasium besuchenden Knaben. Antritt möglichst bald und auf längere Dauer.
Näheres durch Pfarrer **Rade.**

In meinem Hause finden auf Ostern 1—2 Knaben aus guter Familie, die eine der hiesigen höheren Schulen (Gymnasium, Realschule, Handelsschule, Goetheschule) besuchen wollen, liebevolle Aufnahme bei event. Nachhilfe in allen Fächern.

Pfarrer **Lehn**
Offenbach a. M., Großhzgt. Hessen.

Für eine deutsche Familie in Wladiwostok in Ost-Sibirien wird ein im Unterrichten geübter, musikalisch gebildeter **Hauslehrer**, der sich auf drei Jahre verpflichtet, unter günstigen Bedingungen gesucht. Weitere Auskunft erteilt

Dr. **Zschimmer**, Superintendent, Naumburg a. Saale.

Für Volksbibliotheken
vorzüglich geeignet sind die allseitig warm empfohlenen Schriften aus dem Verlage von
Alexander Köhler
in **Dresden 9.** Ausführl. Verzeichnisse mit Beurteilungen unberechnet postfrei.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER
Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
Die Herren Leser haben Ausnahmepreise.

Bekanntmachung.

An der unserm Patronat unterstehenden hiesigen Kirche St. Pauli ist zum 1. April 1899 die Stelle eines Hilfspredigers zu besetzen.

Das Gehalt der Stelle beträgt — einschließlich aller Nebeneinnahmen — 1800 Mark. Freie Wohnung wird nicht gewährt.

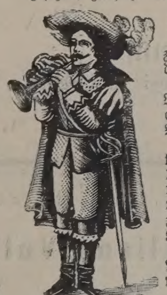
Bewerber wollen ihre Meldungen bis zum 1. Februar 1899 bei uns einreichen.

Brandenburg a. H.,
den 30. Dezember 1898.

Der Magistrat.

Gebr. Stoffregen, Hannover
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Neu!
Konzert-Trompete
gesetzlich geschützt unter Nr. 49987.



Vorzügliches Instrument für Nichtmusiker zum Blasen aller erdenklich. Melodien, Lieder, Signale, Märsche, Tänze geeignet u. aus best. Messing konstruirt. **Keine Notenkenntnis erforderlich und ohne Unterricht sofort von Jedermann zu blasen. Voller Klang schon bei ganz geringem Blasen.** Für Erwachsene u. Kinder gleich amüsant.

Preis mit 4 Ventilen . . . . M. 4.50
" " 8 " . . . . " 6.—
" " 12 " . . . . " 9.—

(fein vernickelt per Stück 50 Pfg. mehr) inkl. Liederbuch. Die Preise sind so niedrig gestellt, damit Jedermann einen Versuch machen kann, der unzweifelhaft zur Verbreitung und Nachbestellung führen wird. Versand gegen Nachnahme von

Carl Schürmann
Musikwerke
Haspe in Westfalen.

Vorzügl. Rauchtabak
liefert 10 Pfd. zu 4 Mk., feingeschn. Rippentabak 10 Pfd. zu 2,50 Mk. frk.
Val. Benz, Iggelheim s 3. Pfalz.

Kunst-Anstalt für Kirchenschmuck
von **Dr. C. Ernst,** Berlin W., Kronenstr. 24.
Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Taufsteine, Kirchenfenster, Altargemälde etc.), **Paramente** (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche etc.) stilvoll und gediegen zu mässigen Preisen. **Hostien** das Tausend Mk. 1.50. — **Ornate.**
Reichhaltiges Musterlager zur gefälligen Besichtigung.
Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos.

Aelteste deutsche Schaumwein-Kellerei. Gegründet 1826.

Kessler Cabinet
feinster Sect.

G. C. Kessler & Co., Kgl. Hoflieferanten. Esslingen.

Thee **Souchong, Congo, Pekoe,** sowie **sachgemäße Mischungen** empfiehlt und versendet
Alfred Böhm, Stuttgart.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Dem Vaterlande, nicht der Partei!

Die von **B. Brigl** begründete
von **Heinrich Rippler** herausgegebene

Tägliche Rundschau

Unparteiische Zeitung für nationale Politik

ist seit **18 Jahren** das Lieblingsblatt der gebildeten nationalen Kreise Deutschlands. Unabhängig nach allen Seiten, vornehm im Tone und sachlich im Urteile, sucht sie klärend und sammelnd für die **Ideale des Deutschtums** zu wirken, wobei ihr bisher namentlich der Beifall jener Gebildeten im reichen Maße zu teil geworden ist, die gewohnt sind, mit **eigenem, unbefangenem Urteile** an die Tagesfragen heranzutreten.

Ihre **tägliche Unterhaltungsbeilage** bringt nur Originalbeiträge bester deutscher Schriftsteller und gilt als die erste ihrer Art in Deutschland. Die verantwortliche Leitung dieser Beilage hat Herr **Otto von Leixner** übernommen.

Was bringt die „Tägliche Rundschau“?

Leitaufsätze aus ersten politischen Federn.
Politische Rundschau.
Reichstags- u. Landtagsverhandlungen.
Stimmungsbilder aus d. Parlamenten.
Zeitungsschau.
Eigene Berichte über Verhandlungen und Versammlungen.
Sorgfältig redigirten lokalen Teil.
Ausgedehnte Sportzeitung.
Personalveränderungen der Armee und Marine, der Juristen, Ordensverleihungen u. s. w.
Vakanzenlisten der Geistlichen und höheren Lehranstalten.
Wetterberichte und Wetterkarte.
Briefkasten.
Familiennachrichten, Bücherschau.
Umfangreichen Börsen- und Handelsteil, regelmäßige Verlosungslisten.
Wöchentlich volkswirtschaftliche Beilage mit besonderer Berücksichtigung der Frauenfrage.
Tägliche Unterhaltungsbeilage.

Was bringt ihre tägliche Unterhaltungsbeilage?

Originalromane.
Kleine Erzählungen.
Reiseschilderungen.
Aufsätze militärischen, sozialpolitischen und wissenschaftlichen Inhalts.
Uebersicht über alle Fortschritte auf dem Gebiete der Wissenschaft.
Eingehende Berücksichtigung aller wichtigen litterarischen Erscheinungen.
Referate über Kunst, Theater, Musik.
Die beliebte Scherzecke Allerlei.
Eigne Schachzeitung m. Preisausschr.
Allerhand Aufgaben, Rätsel, Rebusse, vierteljährliche Preisrätsel.

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich.

Probenummern werden sofort nach Bestellung umsonst und postfrei 7 Tage hintereinander gesandt von der

Geschäftsstelle der Täglichen Rundschau
Berlin SW., Zimmerstraße 7, I.

Die Tägliche Rundschau hat eine bedeutend höhere Auflage als die meisten Berliner politischen Tageszeitungen. Ihre Abonnentenzahl ist im stetigen Wachsen begriffen.

Ansichtskarten aus Aegypten.

Eigentum des Evangelischen Frauenvereins Alexandrien.

Eine Serie, 6 Stück, einzeln zuadressiert mit ägyptischer oder französischer Post gegen Einsendung von 1,60 Mk. (Briefmarken). Einzelne Karte 30 Pfge. Außerdem eine **originelle Karte aus der deutschen Schule in Alexandrien** à 30 Pfge., 6 zu 1,60 Mk.

Adresse: **Pastor Kaufmann, Alexandrien.**

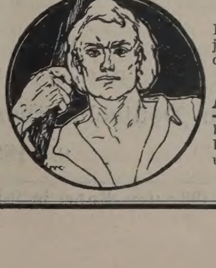
Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste.
Jährlich 24 Hefte à 32 Seiten
in vornehmer Ausstattung. Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Welch eine Fülle von Urteil und Kunstsinn, welch ein vortreffliches und umfassendes Bild des schöngeistigen Lebens eines ganzen Jahres, und das Ganze für einen wahrhaft lächerlichen Preis! **Tägl. Rundschau, Berlin.**

Ein herrliches Stück Arbeit hat das Blatt in seinem ersten Jahrzehnt geleistet, ein Stück Arbeit, das der Geschichtsschreiber unseres deutschen Kunst- und Geisteslebens warm zu würdigen hat.
Deutsche Tageszeitung, Berlin.

„In der That wiegt der einzige Kunstwart mehr wie der ganze übrige Haufen von ästhetischen, litterarischen und Kunstzeitschriften.“
Univ.-Prof. Max Koch, Breslau.



„Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige, welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: Der Kunstwart.“
Deutsche Zeitung, Wien.

Abonnementspreis M. 2.50 f. d. Vierteljahr
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung
Georg D. W. Callwey, München.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Richard Rothe-Litteratur.

R. Rothe's speculatives System

dargestellt und beurteilt

von

D. H. J. Holtzmann,

Professor der Theologie in Straßburg.

Groß 8. 1899. M. 5.60. Geb. M. 6.60.

Das Buch giebt nicht nur eine lichtvolle Darstellung und die kompetenteste Beurteilung der Theologie Rothe's, sondern zugleich eine Zusammenfassung der religionsphilosophischen und theologischen Grundanschauungen des Herrn Verfassers, wie sie schon längst von seinen zahlreichen Schülern und religiös interessierten Laien gewünscht wurde.

Richard Rothe als praktischer Theologe.

Von

D. Heinrich Bassermann,

Großh. bad. Kirchenrat, o. ö. Professor der Theologie in Heidelberg.

Groß 8. 1899. M. 1.60.

Soeben erschienen:

Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft.

Von

Dr. Heinrich Rickert,

ord. Professor der Philosophie in Freiburg i. B.

8. 1899. M. 1.40.

Italiens Volkswirtschaft.

Von

Dr. Eduard von der Hellen,

in Freiburg i. B.

8. 1899. M. —.80.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften

aus dem Gebiet

der Theologie und Religionsgeschichte.

Paulus als Heidenmissionar.

Von

Lic. P. Wernle,

Privatdocent der Theologie in Basel.

8. 1899. M. —.75.

Jahvedienst und Volksreligion in Israel

in ihrem gegenseitigen Verhältnis.

Von

D. G. Wildeboer,

Professor der Theologie in Groningen.

Ins Deutsche übertragen von Max Göbel.

8. 1899. M. —.80.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig